

Fragmente über mich selbst

Otilia war der Name meiner Mutter, Valeria der Name der Mutter meiner Mutter, die vor meiner Geburt starb. Beide sind lateinische Namen, die in einem rumänischen Dorf am Fuße der Apuseni-Berge, Blandiana, verliehen wurden zu einer Zeit, als die Bauern sich gegen die Magyarisierung der Namen durch die Behörden wehrten. Sie wählten Namen, die nicht übersetzbar waren. Diese beiden Namen wurden mir vererbt als eine Verbindung zwischen den Generationen. Es sind meine einzigen offiziellen Namen in meinem Reisepass. Leider verwendete ich sie jedoch nie.

Doina und Ana nannte ich mich selbst: Doina war der Name, den ich mir gab, als ich klein war, bis mich alle später auch Doina nannten (heute ist dies mein Rufname für die Familie und die Freunde); Ana jedoch entstand aus der Notwendigkeit der Camouflage, wie ein Versuch des Überlebens zu einer Zeit, als mein Vater im Gefängnis saß und ich mit meinem wirklichen Namen folglich keine Chance hatte zu publizieren. So entstand das Pseudonym, bei dem Ana der Reim auf Blandiana ist. Seitdem dieser Name sich zu meinem echten Namen entwickelte, gehört er nicht mehr nur zu meiner Lebensgeschichte, sondern auch zu der Literaturgeschichte.

Während meines gesamten Lebens hatte ich immer nur einen Wunsch: allein zu sein. Ich entsinne mich keiner anderen Sache, die ich in meinem Leben mit so viel Mühe und so schlechten Ergebnissen erreicht habe. Sehr früh erkannte ich den Unterschied zwischen Alleinsein und Alleingelassensein. Da ich nicht alleingelassen wurde, kämpfte ich darum, allein zu bleiben. Ich verstehe sehr gut die Bemerkung Dostojewskis, der im „Haus der Toten“, die Unmöglichkeit für einen Moment allein zu sein, im Lauf einiger Jahre und Jahrzehnte als die schwerste aller Torturen der Deportation empfand. Die Einsamkeit ist die Voraussetzung für die Meditation und

das Nachdenken und kann dadurch zu einer Waffe und einer Gefahr werden für jene, die versuchen, dich zu beherrschen, da sie statt deiner denken. Diese selbst gewählte und freiwillige Einsamkeit ist wesentlich verschieden von der Einsamkeit inmitten der modernen Welt, welche ihrerseits Entfremdung nicht nur von anderen, sondern auch vor dir selbst, bedeutet.

Erasmus' Satz „Lass dich nicht ausnutzen“ war mir tatsächlich sehr früh ein Warnzeichen und ein Mittel der Abwehr gegenüber einer universellen Manipulation sowie des Kompromisses, der lediglich eine Form der Manipulation der eigenen Wahrheit und der eigenen Berufung ist. Die Sorge, nicht benutzt zu werden, die Obsession der Wachsamkeit gegen die Manipulation, die ich gegebenenfalls nicht bemerken könnte, verfolgte mich bereits in der Jugend. Das scheint mir natürlich so in einer Welt, in der die Fälschung und der Verrat der Wahrheit kontinuierlich drohten.

Ich lebte nie an der Grenze zwischen Politik und Literatur, sondern an der Grenze zwischen Lebenseinmischung und Abstraktion der eigenen Lebenswelt. Die Politik in ihrer gegenwärtigen Form eines Kampfes für die Macht unter Personen oder Personen- und Interessengruppen interessiert und interessierte mich nie wirklich. Das Gebiet, von dem ich spreche, ist viel dramatischer, es handelt sich um eine Linie zwischen dem schmerzhaften Opfer auf dem Altar der Anderen und dem glücklichen Opfer auf deinem eigenen Altar. Leider gibt es keine reine Kunst. Wie rein war Shakespeare? Und Dante?

Die unsichtbare Freiheit

Die Freiheit als Glück ist nur in richtungsorientierter Form der Befreiung möglich. Man kann sich nur dann frei fühlen, wenn man sich von etwas befreit oder wenn man in seiner Freiheit von Verboten oder Einschränkungen bedroht ist. Sie, die Freiheit, wird erst in dem Maße Wirklichkeit, in dem sie von ihrer Verneinung eingeschränkt oder ihr innewohnenden Werten abhängig wird. Solange ihr niemand widerspricht und sie nicht von ihren eigenen Auswüchsen infrage gestellt wird, ist sie unsichtbar, unbeachtet, wir bemerken sie erst in dem Augenblick, in dem wir sie verlieren, sie existiert in verklärten nostalgischen Erinnerungen oder in unseren Zukunftsträumen. Genau wie der unsichtbare Mann bei Orson Wells, der nur angezogen sichtbar wurde, weil die Kleider, die ihn umhüllten, gesehen werden konnten, ist auch die Freiheit an sich nur etwas Leeres – manchmal erschreckend wie ein schwarzes Loch –, dessen Eigenschaften abhängig sind von dem, der es füllt. Sie, die Freiheit, ist nicht gut und nicht böse, ist nicht gefährlich und nicht wohlwollend, ihre Eigenschaften hängen immer von dem ab, was man hineintut.

Die Hülle kann mit guten oder kriminellen Absichten gefüllt werden, jedoch ohne diesen leeren Raum könnten kein menschliches Handeln, keine der großen Ideen, Gefühle ihren Platz finden. Deshalb kämpften die Menschen von jeher schon für die Freiheit, ohne die das Gute nicht möglich gewesen wäre, auch wenn die Menschen in fataler Weise das Risiko eingingen, sich gleichzeitig jegliches Böse mitgeliefert zu haben. Eigentlich ist die Geschichte der Menschheit nichts anderes als das ständige Bemühen, das Gute vom Bösen zu trennen, Herrscher wurden beurteilt nach der Art und Weise, wie sie die ihnen zur Verfügung gestellte Freiheit für sich genutzt oder anderen zur Verfügung gestellt haben. Nicht ein-

mal Gott gab sich nach der Erschaffung der Welt, die er perfekt glaubte, zufrieden. Er fühlte die Notwendigkeit, sie auf die Probe zu stellen, um zu sehen, wie sie reagiert. Der Baum des Guten und des Bösen ist im Grunde nichts anderes als der Baum der Wahlfreiheit, einer Freiheit, die sich gleichermaßen als kreativ und zerstörend erwies.

Trotz der Rolle, die die Frauenfeindlichen Eva zugebracht haben (zu beachten ist, dass Adam keine Schuld trifft, außer jener, dass er den Verlockungen nicht widerstehen konnte), ist es in den danach folgenden Jahrtausenden die Frau gewesen, die – instinktmäßig – besser verstand, welches Risiko und wie verheerend Freiheit (oft Synonym mit Einsamkeit) sein kann, wenn sie nicht die Werte wie Liebe, Solidarität, Zusammenarbeit mit einschließt. Das sind jedoch Werte, die Gefahr laufen, die Freiheit auch einzuschränken: Weil sie, die Frau, ähnlich wie ein Künstler, verstanden hat, dass Freiheit nur in ihrer Einschränkung kreativ wird, darum ist für die meisten der Frauen das Höchste ihres Schicksals nicht die Freiheit, sondern die Hochzeit, die immer Abhängigkeit bedeutet. Letztendlich geht es nicht um die Frage, was Freiheit ist, sondern was wir sind und wie wir mit ihr umgehen.

Was tun mit der Freiheit in Armut?

In Bukarest ist das Straßenbild wieder von langen Schlangen vor den Brot- und Milchläden, vor Tankstellen und selbst vor dem Rentenamt geprägt. Die Rumänen sind zum Warten verdammt. Anders als zu Ceaușescus Zeiten zeichnen sich diese Menschenschlangen freilich durch lebhaften Gedankenaustausch, nicht selten sogar durch heftige Debatten aus. „Straßenparlamente“ sind entstanden. Selten wird Übereinstimmung erzielt, aber jeder redet frei. In einem sind sich die meisten einig: Die Revolution von 1989 hat ihre Ziele verfehlt. Es breitet sich Verdrossenheit aus über eine Politik, die das Volk nicht zu Unrecht für seine anhaltend missliche Lage verantwortlich macht.

Die einzige Errungenschaft der Revolution, die bisher unangestastet blieb, ist die Redefreiheit. Jeder kann den Präsidenten öffentlich beschimpfen, kann sich auf die Pressefreiheit oder die Freiheit des Glaubens berufen, ohne im Gegenzug schikaniert zu werden. Das Paradoxe aber liegt darin, dass das Volk mit diesen Freiheiten nicht viel anzufangen weiß, da solche Meinungsäußerungen ihm wenig nützen. Kritik in den Zeitungen bleibt ohne Wirkung auf die Politik der Regierung, Proteste und Versammlungen verlaufen im Sand, mit der Korruption hat es kein Ende, die Justiz funktioniert nicht. Stattdessen muss der vielzitierte Mann auf der Straße erfahren, dass es in diesem Land einfacher ist, durch Stehlen und Hehlelei reich zu werden als durch fleißige Arbeit.

Im Dezember 1989 hatten sich Hunderttausende auf Plätzen und vor dem Fernsehen versammelt, um die „erste Revolution, die direkt übertragen wurde“, in gespannter Erwartung zu verfolgen. Von der damaligen Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist wenig übriggeblieben. Die meisten Rumänen sind irritiert, sehen sich von den Machthabern getäuscht. Zu den Wahlen im Jahr 1990 waren

mehr als zweihundert Parteien angetreten, deren Programme sich kaum voneinander unterschieden. Die Regierung unter Präsident Iliescu trug zu der daraus resultierenden Verwirrung zusätzlich bei, indem sie zu jeder neugegründeten Partei eine „Gegenpartei“ schuf. Inzwischen hat die Regierung, gebildet aus ehemaligen Kommunisten, die dem Volk die wahre Revolution gestohlen haben, in die politische Diskussion auch wieder „Klassenkampf“-Ausdrücke eingeführt. Der einstige „Volksfeind“ wird nun „Unsicherheitsfaktor“ genannt, die Unsicherheit geht nach dieser Lesart nicht mehr vom Sozialismus aus, sondern von Demokratie und Marktwirtschaft. Auf diese Weise bauen die zu Ultrationalisten gewandelten Kommunisten eine Front gegen die demokratische Opposition auf.

Mit seiner „gestohlenen“ Revolution, die durch einen Staatsstreich ersetzt wurde, mit Reformen, die sich auf die Freigabe der Preise beschränkten, mit einer noch kaum eingeleiteten Privatisierung der Staatsbetriebe, mit einem allzu mächtigen und allzu wenig kontrollierten Präsidenten – kraft dieser und anderer negativer Erscheinungen ist aus Rumänien ein „stürmischer Ozean von Worten“ geworden, auf dem es so lange stürmen wird, solange das Volk nicht wieder vor Hunger stirbt und solange es seine Seelenlast in der „Milchschlange“ erleichtern kann. In diesem Ozean läuft Rumänien freilich Gefahr, dass es sich am Ende selbst nicht mehr hören kann.